

„Weltstädte, weite Wälder, wilde Tiere und tosende Wasserfälle“

Reisebericht über die Erlebnisreise der Sportgemeinschaft der Regierung und des Bezirk Unterfranken vom 26.05. bis 06.06.2017 nach Ostkanada

Von Christina Wyrwich



Als wir erfuhren, dass Ostkanada das nächste Reiseziel der Sportgemeinschaft sein würde, war uns sofort klar: „Wir sind dabei“, denn Kanada stand schon seit Längerem ganz oben auf unserer Reise-Agenda. Und so trafen wir uns am 26. Mai morgens auf dem Würzburger Bahnhof mit den übrigen Mitreisenden zum schon fast obligatorischen Umtrunk und zum Anstoßen auf eine ereignisreiche Reise. Dabei entdeckten wir, dass die Gruppe dieses Mal recht bunt zusammengesetzt war: Neben vielen schon von vorausgehenden Reisen wohl bekannten Gesichtern waren nun auch Mitreisende dabei, die wir noch nicht oder bisher nur aus dem Berufsleben kannten und die sonst Mitglied anderer Reisegruppen waren. Nachdem wir unser Reisegepäck die Treppen zum Bahnsteig hinauf gewuchtet, den Wagen mit den reservierten Plätzen endlich gefunden hatten (die Wagenreihenfolge hatte sich mal wieder geändert), für die Koffer und uns ein passendes Plätzchen gefunden hatten, konnte es losgehen: Die Stimmung war gut und die Vorfreude auf die Reise groß, auch wenn die Wetterprognosen für Kanada niedrige Temperaturen und viel Regen für die nächsten Tage vorhersagten.

Genau nach Flugplan brachte uns der Lufthansa-Airbus von Frankfurt nach Montréal. Der achtstündige Flug erschien uns dank umfangreichem Entertainmentprogramm gar nicht so lang wie befürchtet und auch mit den Einreiseformalitäten hatten wir Glück, eine mitunter länger dauernde Befragung durch die Einwanderungsbehörde blieb uns erspart. In der Ankunftshalle wurden wir bereits von Margareta Hefti, unserer Reiseleiterin vom kanadischen GEBECO-Partnerunternehmen MISA-Tours, erwartet. Nach kurzer Wartezeit stand auch François mit seinem Bus bereit, die Koffer wurden verladen und weiter ging's, denn das Ziel des heutigen Tages hieß Québec, etwa 280 km in nordöstlicher Richtung entfernt. Auf halber Strecke machten wir jedoch zunächst Halt in Trois-Rivières zum Abendessen. Im Restaurant Buffet des Continents gab es ein riesiges Angebot an Salaten, Fisch und Meeresfrüchten, Pasta und Pizza, verschiedenen Braten, asiatischen Gerichten und etlichen Desserts und Kuchen. Hungrig musste keiner aufstehen. Doch der Tag war schon lang und wir waren froh, als wir uns auf die letzte Etappe nach Québec machten.

Die Fahrzeit nutzte Margareta zunächst um sich vorzustellen. Sie stammt ursprünglich aus Finnland und lebt mit ihrem Mann, einem Deutsch-Schweizer, seit 1979 in Kanada. Das erklärte auch ihren netten Akzent sowohl im Deutschen, als auch im Französischen. Wir stellten aber auch schnell fest: Das in Kanada gesprochene Französisch hat mit dem uns bekannten Schulfranzösisch nur wenig zu tun. Im kanadischen Französisch haben sich Worte normannischer und bretonischer Dialekte erhalten, die im heutigen Frankreich veraltet sind, teilweise wurden Worte aus dem Englischen oder indianischen Sprachen entnommen und die Aussprache variiert gerade auf dem Land sehr stark. Bestes Beispiel war unser Busfahrer François: Sein „oui, oui“ für „ja, ja“ klang mit „wä, wä“ eher wie ein Bellen und aus seinem rauen Dialekt war beim ersten Hinhören auch nicht unbedingt das Französische zu entnehmen. Selbst Margareta tat sich mitunter schwer ihn zu verstehen.

Margareta vermittelte uns auf der Fahrt nach Québec auch erste Fakten zu unserem Reise-land: Kanada ist – auf die Fläche bezogen - das zweitgrößte Land der Erde und gliedert sich in zehn Provinzen und drei Territorien, wobei die überwiegend indigenen geprägten, dünnbesiedelten Territorien im Norden Kanadas weniger selbständig agieren können, als die in vielen Bereichen von der Bundesregierung unabhängigen Provinzen. Die zehn Provinzen Kanadas besitzen eine weitreichende Selbstverwaltung, z.B. im Schul- und Gesundheitswesen, in der Kulturpolitik und in der Nutzung der Bodenschätze.

Der korrekte Begriff für die indigenen Ureinwohner Kanadas ist heute: „First Nations“. „Indianer“ ist genauso verpönt wie „Eskimo“, was übersetzt so viel wie „Rohfleisshesser“ bedeutet. Die heute akzeptierte Bezeichnung der in den nördlichen Territorien lebenden Ureinwohner ist „Inuit“, was schlicht und einfach „Mensch“ heißt. Nur ca. 4 % der etwa 36 Millionen Einwohner Kanadas hat indigene Wurzeln.

Kanada ist ein Einwanderungsland. Margareta berichtete, dass sich allein in Montréal ca. 80 unterschiedliche Ethnien finden lassen. Ein Großteil der Bevölkerung lebt in den Provinzen Ontario und Québec in den großen Städten wie Toronto, Montréal, Ottawa und Québec in einem Streifen entlang des Sankt-Lorenz-Stromes. Und genau

hierhin führte uns auch unsere Rundreise.

Québec ist flächenmäßig die größte kanadische Provinz mit etwa 8 Millionen Einwohnern, den Québécois, von denen ca. 80 % französischsprachig sind. Französisch ist auch die alleinige Amtssprache der Provinz. Auch wenn die meisten Québécois mehr oder weniger gut englisch sprechen, ist es nach Margaretas Erfahrung hier unbedingt erforderlich, fließend französisch zu sprechen, sonst gehöre man nicht dazu. Englische Ausdrücke werden nach Möglichkeit vermieden. So isst man hier anstelle des Hotdogs ein „Chien chaud“. Bei zweisprachigen Texten muss die Schriftgröße des englischen Textes stets kleiner als die des französischen sein und das auch bei uns übliche „Stoppschild“ weist in Québec nur die Aufschrift „arrêt“ auf. „Je me souviens“: Ich erinnere mich. Selbst auf den Nummernschildern der Autos ist dieser Hinweis auf die französischen Wurzeln zu finden. Diese sprachliche und kulturelle Zweiteilung und das unbedingte Bewahren der französischen Sprache führten auch immer wieder zu schweren Krisen, zuletzt 1995. In der damals abgehaltenen Volksabstimmung sprach sich die Mehrheit der Québécois gegen eine Lösung Québecks vom übrigen Kanada aus, allerdings äußerst knapp.

Ziemlich müde von der langen Anreise und den vielen neuen Eindrücken erreichten wir schließlich unser Hotel Château Laurier in der Altstadt von Québec. Auch wenn der Name dies vermuten ließe, wir haben nicht in einem Schloss übernachtet. Die Kanadier haben - in Ermangelung von echten Schlössern – ihre komfortablen Hotels gerne im Stil von Schlössern errichtet und nennen sie daher auch „Château“. Ein gutes Beispiel dafür ist eine der Hauptsehenswürdigkeiten von Québec: Das Château Frontenac – ein Luxushotel.

Am nächsten Morgen verließen wir Québec in nordöstliche Richtung. Schon am Vortag waren uns die überfluteten Felder aufgefallen. Ost-Kanada hatte Anfang Mai mit den heftigsten Regenfällen und Überschwemmungen seit Jahren zu kämpfen. In Montréal musste sogar der Notstand ausgerufen werden. Außerdem war es für die Jahreszeit viel zu kühl. Tulpen, Narzissen und Flieder blühten – und das Ende Mai. Zum Teil konnten die Felder noch nicht bestellt werden. Die üblicherweise angebauten Feldfrüchte sind Mais, Sojabohnen und Weizen. Bei einem kurzen

Sommer von nur drei Monaten, ist damit die Aussicht auf eine gute Ernte in diesem Jahr wohl eher schlecht.

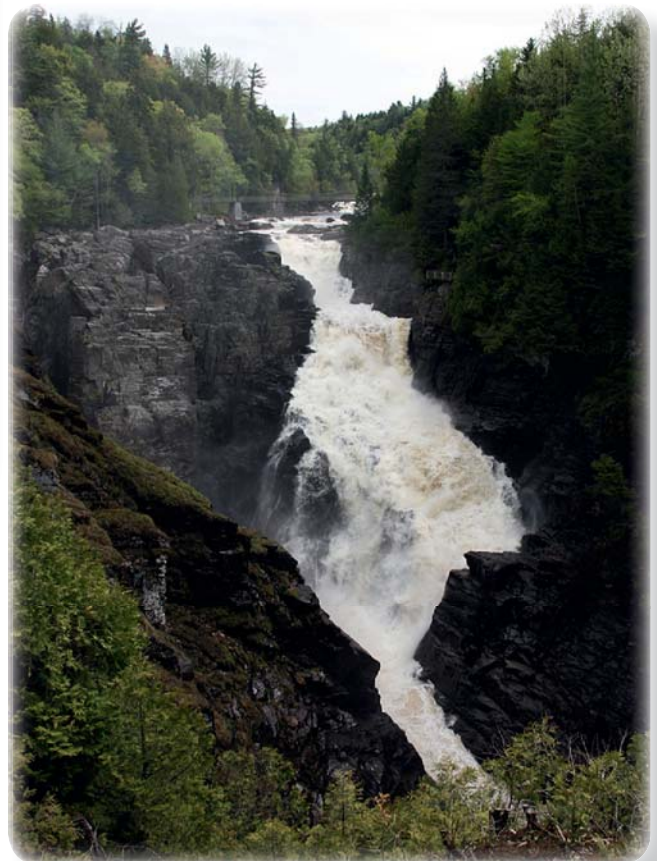
Ca. 60 % der Provinz Québec wird vom Kanadischen Schild, einer geologischen Formation, in der die ältesten Gesteine der Welt gefunden wurden, gebildet. Die Region am Ufer des Sankt-Lorenz-Stromes nordöstlich von Québec nennt man Côte de Beaupré, schöne Gegend. Und das war sie auch. Unser erster Halt hieß Sainte-Anne de Beaupré und dort die der heiligen Anna, der Schutzpatronin der Seefahrer, gewidmete Wallfahrtskirche. Bereits 1658 wurde an dieser Stelle



die erste Kapelle errichtet. Die heutige Basilika wurde allerdings erst 1926 nach der Zerstörung der Vorgängerkirche durch einen Brand im Jahr 1922 im neugotischen Stil errichtet. Sie ist heute einer der bedeutendsten Wallfahrtsorte Nordamerikas. Ein kunstverwöhnter Europäer mag eine neugotische Kirche vielleicht als etwas kitschig empfinden. Wir waren an diesem Morgen die ersten Besucher und die Ruhe und das Licht in dem hellen Kirchenraum sorgten für eine beson-

dere Stimmung. Gut gefallen haben uns auch die aufwändigen Mosaikarbeiten wie die Tierkreiszeichen im Vorraum der Basilika.

Weiter ging es dann auf der Avenue royale, einer der ältesten Straßen Nordamerikas, die Montréal mit Québec verbindet, zum nur wenige Kilometer entfernten Canyon Sainte Anne. Alte, aber hübsch restaurierte Farmhäuser, viele mit großen umlaufenden Veranden, kleine Kapellen und alte, teilweise aus dem 17. Jahrhundert stammende, in den Hang gebaute Vorratskeller, wie wir sie auch aus Unterfranken kennen, säumten den Weg. Nach kurzer Fahrt hatten wir den Parkplatz von Canyon und Wasserfall Sainte Anne erreicht: Das Gelände ist touristisch voll erschlossen: Shop, Restaurant, gut ausgebaute Wanderwege, eine Seilbahn, drei Hängebrücken und verschiedene Klettersteige bieten für jeden Besucher etwas. Wir freuten uns, dass wir unseren vom langen Fliegen und Busfahren steifen Gliedern bei einem Spaziergang endlich etwas Bewegung gönnen konnten. „Naturellement sensationnel“ so wird der Canyon beworben und sensationell war es tatsächlich, wie an der ersten Brücke aus dem munter dahin plätschernden Flüsschen plötzlich ein tosender Wasserfall mit 74 m Höhe wird, der sich durch die enge Schlucht zwängt, um schließlich



in den Sankt-Lorenz-Strom zu münden. Ein Wanderweg führte entlang der Schlucht und die vielen Aussichtsterrassen boten immer wieder andere eindrucksvolle Ausblicke auf den Wasserfall. An der 60 m hohen, ganz schön wackeligen Hängebrücke konnte man dann seine Schwindelfreiheit beweisen. Die Aussicht auf den Wasserfall war hier grandios und man konnte beobachten, wie viel Mut die Kletterer brauchten, um sich direkt über dem Wasserfall an einem Seil von einer Seite des Flusses auf die andere Seite gleiten zu lassen. Uns war der feste Boden unter den Füßen sympathischer und nach wenigen Minuten hatten wir so wieder den Parkplatz und unseren Bus erreicht.

Unsere Fahrt ging weiter durch eine hügelige, dicht bewaldete Landschaft entlang des Sankt-Lorenz-Stromes in Richtung Nordosten. An geschützten Stellen hatten sich hier die letzten Schneereste gehalten. 70 % von Québec seien bewaldet erläuterte uns Margareta, häufig vorkommende Baumarten sind Nadelbäume wie Tanne und Kiefer, daneben Birken, Eichen und verschiedene Ahornarten, die für den berühmten „Indian Summer“ im Herbst verantwortlich sind. Schilder am Straßenrand wiesen auf die mögliche Unfallgefahr bei der Begegnung mit einem Elch hin. Und



damit ist sicher nicht zu spaßen: Die mächtigen Hirsche können bis zu 800 kg Gewicht erreichen, allein die Schaufeln eines Bullen wiegen bis zu 20 kg.

Besonders im Frühjahr scheint es mit den riesigen Tieren regelmäßig Probleme zu geben, wenn sie an den Straßengraben die Salzreste des Winters aufschlecken. Doch trotz all der Schilder: Nicht ein Elch ließ sich blicken, obwohl wir gerne ein Exemplar mit der Kamera „geschossen“ hätten

Aber wir wollten an diesem Tag eigentlich auch ganz andere Tiere sehen: Die Einmündung des Flusses Saguenay in den Sankt-Lorenz-Strom ist ein beliebter Ort für Walbeobachtungen. Der Saguenay bildet einen Fjord von ca. 100 km Länge und einer maximalen Tiefe von 278 m. An der Mündung in den Sankt-Lorenz-Strom liegt seine Tiefe bei nur etwa 25 m. Auch wenn der Atlantik noch etwa 1000 km entfernt ist, die Gezeiten wirken bis hierhin und die Flut treibt Fischschwärme, Krill und andere Kleinstlebewesen durch den Sankt-Lorenz-Strom bis vor das Hindernis des Saguenay. Süß- und Salzwasser mischen sich nur teilweise. Es entsteht eine obere warme Süßwasserschicht und eine untere, sehr kalte Salzwasserschicht. Ideale Bedingungen für verschiedene Walarten hier auf Beutezug zu gehen. Neben den kleinen weißen Belugawalen, die das ganze Jahr hindurch anzutreffen sind, soll man hier in der Zeit von Mai bis November noch zwölf weitere Walarten wie Zwergwal, Finnwal, Buckelwal bis zum riesigen Blauwal sehen können. Wir waren gespannt, was uns erwarten würde. Unsere Tour startete in Baie-Sainte-Cathérine südlich der Mündung des Saguenay. Hier stärkten wir uns zunächst mit einem reichhaltigen Picknick an der Schiffsanlegestelle. („Reichhaltig“ war aber auch der Verpackungsmüll den wir zurückließen: Sandwiches, Obst und Gemüse war jeweils separat in Plastikbehältern verpackt. Damit hätten wir sicher mehrere gelbe Säcke füllen können.) Dann hieß es einsteigen: Die etwa dreistündige Schiffsfahrt führte zunächst bis etwa in die Mitte des Sankt-Lorenz-Stromes. Eine Biologin erläuterte worauf man achten sollte: Eine unruhige Wasseroberfläche, das Blasen - das Ausatmen der Wale - oder auch ein dunkler bzw. heller Schatten im Wasser können einen Wal ankündigen. Und wirklich: Plötzlich tauchte für wenige Sekunden ein dunkler Rücken aus dem Wasser auf. Während der weiteren Fahrt sah man immer wieder mal rechts, mal links Wale an der Wasseroberfläche schwimmen. Ab und zu zeigte sich auch eine sichelförmige Rückenflosse, das Erkennungszeichen der Mink- oder Zwergwale. Mit acht bis zehn Metern Körperlänge sind das - dem Namen zum Trotz - wahrlich keine Zwerge. Die Begegnungen waren leider immer nur sehr kurz, oft zu kurz um die Kamera scharf stellen zu können. Auf der Rücktour, die zunächst noch ein Stück in den Saguenay-Fjord führen sollte, begleitete uns eine Zeit lang eine kleine Gruppe von Kegelrobben und für einen kur-



zen Moment ließen sich auch die weißen Rücken von drei Belugawalen sehen. Entlang steiler Felswände ging es in den Fjord hinein bis zu einem kleinen Wasserfall und von dort wieder zurück zur Anlegestelle. Auch wenn die Fotoausbeute nicht ganz so groß war, wie wir erhofften, haben wir die Fahrt sehr genossen.

Auf dem Rückweg Richtung Québec erhielten wir von Margareta erste Einblicke in die Geschichte der französischen Besiedelung Ostkanadas: Anfang des 16. Jahrhunderts begann der Pelzhandel zwischen den im Bereich des Sankt-Lorenz-Stromes siedelnden Indianerstämmen und Europäern. Jaques Cartier erkundete diese Gegend und begründete Mitte des 16. Jahrhunderts Frankreichs Anspruch auf Ostkanada. 1663 schließlich wurde Neufrankreich französische Provinz. Um den französischen Anteil der Bevölkerung zu erhalten oder besser noch zu vergrößern, wurden die Bewohner verpflichtet möglichst viele Kinder aufzuziehen. 15 bis 20 Kinder pro Ehepaar waren dabei keine Seltenheit. Die französische Krone finanzierte sogar ein Auswanderungsprogramm für die „filles du roi“, junge Frauen, die besonders robust und stark sein sollten, um das Bevölkerungswachstum in Neufrankreich anzukurbeln und um eine Verbindung zwischen Franzosen und Indianern zu verhindern. Der Handel mit den Franzosen brachte den Indianern zwar Metallwaren aller Art wie Äxte, Messer und Waffen, auf der anderen Seite führten die Franzosen aber auch bisher in Kanada unbekannte Krankheiten wie Grippe und Masern ein. Ein Großteil der indianischen Bevölkerung fiel diesen Krankheiten zum Opfer.

Von den Indianern lernten die Franzosen wie man aus bestimmten Ahornarten zunächst den Pflanzensaft gewinnen und aus diesem dann Ahornsirup herstellen kann, der heute obligatorisch für

jedes Frühstücksbuffet in Kanada zu sein scheint. Pancakes mit Ahornsirup isst man sowohl in Kanada als auch in den USA mit Vorliebe zum Frühstück. Aber auch sonst wird Ahornsirup gerne in der Küche verwendet. Heute kommen etwa 85 % des weltweit erzeugten Ahornsirups aus Kanada, der meiste davon aus Québec.

In der „Cabane à sucre“, der Zuckerhütte L'Entailleur auf der Île d'Orléans, einer Québec vorgelegerten Insel im Sankt-Lorenz-Strom, wurde uns erläutert, wie die Ahornsirupproduktion noch heute abläuft. Der Pflanzensaft wird etwa Ende Februar/Anfang März gewonnen. Die Sonne wärmt bereits, aber nachts hat es noch Minusgrade. Dadurch wird die Saftproduktion der Bäume angekurbelt und durch Löcher, die man in die Rinde bohrt, kann der Saft abgezapft und aufgefangen werden. Traditionell wird der Sirup durch Kochen des Saftes über einem Holzfeuer gewonnen, wobei ein Teil des enthaltenen Zuckers karamellisiert und dadurch den charakteristischen Geschmack erzeugt. Ein Baum liefert pro Saison Saft für einen Liter Sirup.

Beim anschließenden „Holzfälleressen“ mit Bohnen, Schinken, eingelegten Gurken und Kartoffeln stellten wir fest, dass auch für Fleischgerichte Ahornsirup Verwendung finden kann. Unterhalten wurden wir während des Essens von einem Musiker, der auf verschiedenen Instrumenten traditionelle kanadische Lieder spielte. Einige Mädchen aus einer Schülergruppe gaben dabei mit klappernden Holzlöffeln den Takt vor. Den Abschluss des Abendessens bildeten dann zwei besondere Ahornsirupspezialitäten. Die eine, „Caribou“ genannt (so heißt eigentlich das Rentier auf Französisch), ist ein Cocktail bestehend aus Rotwein, Whisky und Ahornsirup. Die andere eine Art Dessert. Dafür wird dickflüssiger Ahornsirup in kurzen Streifen auf zerstoßenes Eis



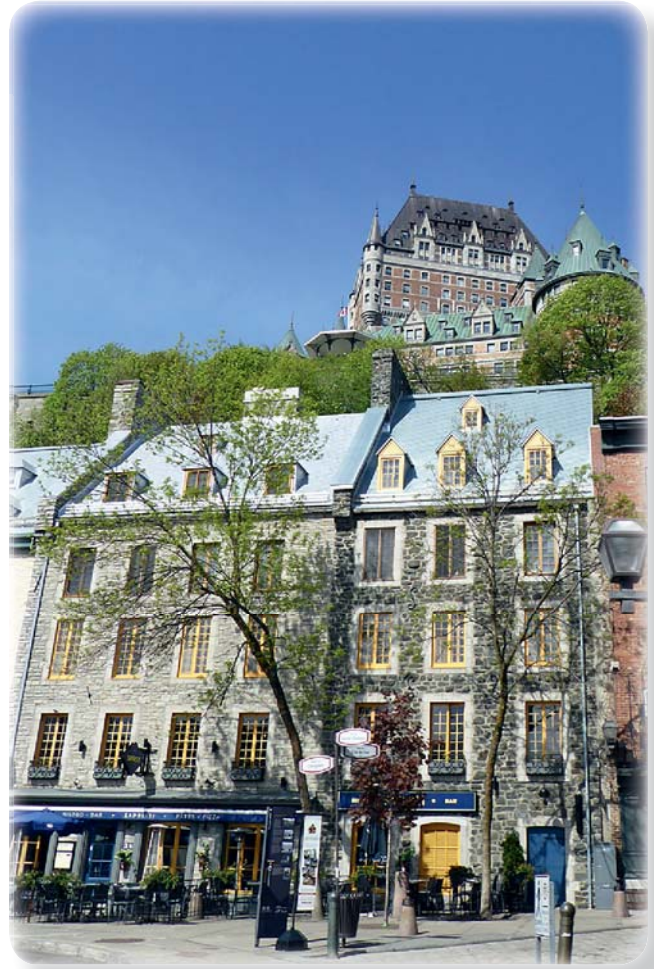
gegossen. Mit einem Holzstäbchen lässt sich der erhärtete Sirup nun zu einer Art „Karamellbonbon-Eis-am-Stiel“ aufrollen. Beides ungewöhnlich und ziemlich süß.

Manchen aus der Reisegruppe war dieser ereignisreiche Tag immer noch nicht genug und sie machten sich auf eine Entdeckungstour durch das nächtliche Québec. Dem einen oder anderen „Caribou“ scheinen sie dort wohl begegnet zu sein. Müde wie wir waren, haben wir uns aber lieber gleich auf unser Hotelzimmer zurückgezogen.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück trafen wir Dorle, eine quirlige Schwarzwälderin, die uns durch ihre neue Heimatstadt Québec führte. 1608 gründete der Franzose Samuel de Champlain dort, wo sich der Sankt-Lorenz-Strom verengt, eine Stadt als Handelsposten vor allem für Pelze. Er nannte sie nach dem indianischen Begriff für „eine Stelle, wo der Fluss enger wird“: Québec. Québec hat sich zumindest in der Altstadt, die zum UNESCO Weltkulturerbe gehört, bis heute sein französisches Flair bewahrt. Die Stadt besitzt eine einzigartige Befestigungsanlage, die Zitadelle, die heute Zweitsitz des Generalgouverneurs von Kanada und des 22. Königlichen Regiments ist. Kanada gehört zum Commonwealth, Queen Elizabeth II. ist damit auch Königin von Kanada und der Generalgouverneur ihr Vertreter vor Ort. Der Zitadelle galt auch unser erster Stopp. Von den Regimentsmitgliedern haben wir auf der Fahrt dorthin durch eine gepflegte Parkanlage zwar nichts gesehen, dafür hielten aber einige Marmeltiere am Straßenrand Wache. Von der Zitadelle aus hat man einen wunderbaren Blick weit über den Sankt-Lorenz-Strom. Die mächtige Befestigungsanlage wurde von den Briten errichtet, nachdem sie in der nur 20-minütigen, aber entscheidenden Schlacht auf der Abraham Ebene 1759 die Franzosen schlugen und die Herrschaft über Neufrankreich übernahmen. Heute ist die Abraham-Ebene Teil einer weitläufigen Parkanlage und wird für kulturelle Veranstaltungen wie das Festival d'été, ein großes Sommer-Musikfest, genutzt.

Wir setzten unsere Tour in der von Stadtmauern umgebenen Haute-Ville, der Oberstadt, fort und bewunderten auf der Terrasse Dufferin einerseits den Blick über die Basse-Ville, die Unterstadt und den Fluss, wo gerade ein Kreuzfahrtschiff ankerte und andererseits die wohl meist fotografierte Se-

henswürdigkeit und das Wahrzeichen Québecs schlechthin: das Luxushotel Château Frontenac. Es wurde Ende des 19. Jahrhunderts errichtet und



dominiert mit seinen Türmen und Türmchen, Erkern und Spitzen das Stadtbild von Québec. Von hier führt eine Standseilbahn nach unten in die Basse-Ville. Doch Dorle wählte einen etwas längeren Weg. Durch schmale Gassen, vorbei an der Basilika Notre-Dame de Québec und der Universität Laval ging es stetig bergab bis zum alten Hafen. An einer freien Hauswand ist in einem riesigen Wandbild das Leben in Québecs Anfangsjahren dargestellt. Hier beginnt auch das Quartier Petit-



Champlain mit kleinen Kopfsteinpflastergassen, netten Restaurants, Kunstgalerien und kleinen Geschäften in Steinhäusern, die so auch in einer französischen Kleinstadt stehen könnten. Hier an der Place royale entstand die erste Siedlung Québecks, hier befindet sich auch Nordamerikas älteste Steinkirche, die Eglise Notre-Dame-des- Victoires. Ganz in der Nähe machte uns Dorle auf eine zweite Wandmalerei aufmerksam, die die Geschichte der Besiedelung der Provinz Québec darstellt. Über eine steile Treppe gelangten wir wieder Richtung Oberstadt. Unterwegs berichtete sie, dass sie sich in Québec sehr wohl fühle, einige typisch deutsche Eigenarten, wie das Unkrautzupfen auf dem Gehweg, zum Leidwesen ihres Mannes aber immer noch nicht abgelegt habe. Alles in allem sei Québec ein kleines Paradies – für sechs Monate im Sommer. Die Winter seien lang und extrem hart. Pro Wintersaison gibt es im Durchschnitt 3,25 m Schnee. Die Temperaturen im Januar und Februar liegen um -25°C . Zusammen mit dem Windfaktor wurden am bisher kältesten Tag -53°C gemessen.

Bis zur Mittagspause konnten wir dann noch einige Zeit auf eigene Faust durch die Altstadt streifen. Nach der Stärkung im Restaurant Côtes à Côtes hieß es Abschied nehmen von Québec, denn wir hatten für den späten Nachmittag noch eine Verabredung mit einem wilden Kanadier. Dafür machten wir uns auf den Weg Richtung Südwesten nach Saint Alexis-des-Monts. Wiesen mit leuchtend gelbem Löwenzahn säumten die Straße, bis wir das Waldhotel Pourvoirie du Lac Blanc erreichten. Die Gegend um den Lac Blanc wurde ursprünglich gekauft, um dort Holz zu fällen, bis man entdeckte, dass man auch mit dem Tourismus Geld verdienen kann. Im Winter werden Hunde- und Schneeschlittenfahrten angeboten oder man geht auf die Jagd, im Sommer ste-

hen dann eher Wandern, Angeln und Kanufahren auf dem Programm. Wir waren dort in rustikalen Holz-Chalets untergebracht, mit herrlichem Blick auf den See. Das Einzige, was die Idylle störte, waren die Mückenschwärme, die uns umgaben, sobald wir den Bus verlassen hatten. Also hieß es die Mückenabwehr zu aktivieren. Bald umwehte uns eine herbe Duftwolke der unterschiedlichsten Insektenschutzmittel, was manche der Plagegeister aber nicht sonderlich beeindruckte. Und so bestiegen wir bereitwillig die ausrangierten gelben Schulbusse, in denen es zwar warm, aber einigermaßen mückensicher war und fuhren ein Stück in den Wald hinein, bis zu einem kleinen See, auf dem Angler ihr Glück versuchten. Von dort aus ging es zu Fuß weiter. Zum Schutz vor den kleinen Blutsaugern wickelten die einen sich Tücher eng um den Kopf, die anderen schlugen regelmäßig um sich. Geholfen hat dies nur bedingt, am Schluss hatte jeder wohl den einen oder anderen Stich aufzuweisen. Die Mücken waren aber bald vergessen, als wir an einen kleinen Waldsee kamen. Das hellgrüne Laub der Bäume, der strahlend blaue Himmel und weiße Schäfchenwolken spiegelten sich im Wasser, in der Nähe war eine Biberburg zu sehen: Kanada wie aus dem Bilderbuch. Wir versammelten uns auf einer kleinen Anhöhe, die ein wenig in den See hineinragte und warteten auf das versprochene Rendezvous. Am gegenüberliegenden Ufer wurde regelmäßig Futter ausgelegt: Hauptsächlich Obst und Fischreste. Unser Guide erläuterte, dass in der Regel zunächst einige Waschbären zu beobachten wären. Diese würden sich aber schnell verziehen, wenn Er die Bühne betritt: L'ours noir, der Schwarzbär. Und wir mussten gar nicht lange warten bis sich einer der imposanten Bären zeigte. Er fraß erst einige Leckerbissen am Boden, bevor er einen Baumstamm ein Stück nach oben kletterte und die dort deponierte Futterkiste inspizierte. Offensichtlich war der Inhalt nach seinem Geschmack, denn er (laut unserem Guide handelte es sich um ein junges Männ-



chen) vergrub seinen Kopf tief in der Kiste und tauchte nur ab und zu kurz wieder auf. Selbst auf die Entfernung hin konnte man erkennen, dass auch ein Schwarzbär nicht von den Mücken verschont wird. Die Fotoapparate klickten unermüdlich, wovon der Bär sich aber nicht stören ließ. Männliche Schwarzbären können bis zu 160 kg schwer und bis zu 1,80 m groß werden. Sie sind Allesfresser: Pflanzliches von Triebspitzen bis zu Obst und Wurzeln und auch kleine Säugetiere stehen auf dem Speiseplan. Selbst Aas verschmähen sie nicht. Unser Bär war bereits nach kurzer Zeit satt, kletterte zurück und verschwand im Wald. Ein Schwarm Geier wartete in den Bäumen schon darauf die übriggebliebenen Reste zu entsorgen. Auch wenn weder Waschbär noch Biber aufgetaucht waren, so waren wir doch mit der Bären-Fotoausbeute recht zufrieden. Auch das Wetter spielte mit: Statt einer prognostizierten Regenwahrscheinlichkeit von 40 % herrschte doch erstaunlich schönes Wetter. Waren es morgens in Québec nur 9°C gewesen, so zeigte das Thermometer nachmittags am Lac Blanc 26°C.

Der nächste Morgen war wieder frisch, was wir aber als sehr angenehm empfanden, denn den Mücken war es zu kalt. Insgesamt gesehen scheinen wir auch Glück gehabt zu haben: Die wahren Plagegeister sollen die Black Flies sein, kleine Fliegen, die bevorzugt hinter dem Ohr beißen und dort blutende Wunden hinterlassen. Deren Bekanntschaft mussten wir Gott sei Dank nicht machen. Das Ziel der Fahrt an diesem Morgen war Montréal, die zweitgrößte französisch sprechende Stadt der Welt. Die Fahrt dorthin nutzte Margareta für einige weitere Kapitel „Land und Leute“. Zunächst berichtete sie über das kanadische Schulwesen: Für das Schulwesen ist die jeweilige Provinz zuständig. Die meisten Kinder kommen schon früh in eine Kinderkrippe, anschließend halbtags in eine Vorschule, bevor sie mit fünf Jahren eingeschult werden. Bei den Schulen handelt es sich generell um Ganztageschulen, wobei es in Québec obligatorisch ist auf eine französische Schule zu gehen. Die öffentlichen écoles primaires mit 6 Schuljahren und die écoles secondaires mit 5 Schuljahren sind gratis. Danach schließt sich für manche eine Art Vorstufe für das Studium an: Das Cégep (Collège d'enseignement général et professionnel). Die Kosten hierfür belaufen sich für zwei Semester auf 2.500 CAD. Verglichen mit anderen Provinzen, wo die Schulgebühren bis 10.000 CAD ausmachen können, ist dies

in Québec vergleichsweise günstig. Günstig sind - zumindest für uns Europäer - auch die Energiekosten: Zum Zeitpunkt unseres Besuches kostete ein Liter Benzin etwa 1,14 CAD (rund 0,80 €), was selbst für kanadische Verhältnisse sehr niedrig war. Die Stromkosten liegen bei 0,8 Cent/kWh, daher wird Strom von vielen auch für Heizzwecke genutzt. Wenn man das weiß, dann wundert man sich auch nicht, wenn bei den während unseres Aufenthalts doch eher frischen Temperaturen überall die Klimaanlage liefen. Das gehört einfach dazu und kostet auch nicht viel. Wir konnten uns damit allerdings nicht anfreunden: Die erste Aktion, wenn wir ein Hotelzimmer bezogen, war: Klimaanlage aus!

Natürlich erläuterte Margareta auch die kanadische Einwanderungspolitik. Gemessen an der Gesamtbevölkerung ist Kanada wohl das Einwanderungsland Nummer eins. Rassismus kennt man in der Regel nicht, eher schon Rivalitäten zwischen französisch und englisch stämmigen Kanadiern. Es gibt unterschiedliche Einwanderungsvoraussetzungen, dazu zählt u.a das „Skilled Worker Program“ für derzeit 29 in Kanada besonders gefragte Berufsgruppen. Kann man die erforderlichen Qualifikationen nachweisen und verfügt über ein gewisses Startkapital (11.000 CAD für Einzelpersonen, 22.000 CAD für Familien), erhält man zunächst eine unbefristete Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis als „Permanent Resident“, bevor man nach drei Jahre die Einbürgerung beantragen kann.

In Montréal wartete ein zusätzlicher Programmpunkt auf uns. Wir sollten zum Mittagessen im Restaurant Brisket eine typische kulinarische Spezialität kennenlernen: „Smoked Meat“. Für



das Räucherfleisch wird Rinderbrust mit Gewürzen und Salz eingelegt und anschließend geräuchert. Eine Zubereitungsart, die ursprünglich von rumänischen Einwanderern stammt. Vor dem Servieren wird das Fleisch noch gekocht. Anschließend werden dünne Scheiben abgeschnitten und dick zwischen zwei Brotscheiben gefüllt. Man würzt mit Senf und isst Krautsalat, Essiggurke und Pommes dazu. Das äußerst zarte Fleisch schmeckte süßlich und intensiv nach Nelken.

Nach dem Essen war eine Stadtbesichtigung geplant. Doch heute hielt sich der Wettergott an die Vorhersagen: Stetiger Regen, der nicht aufhören wollte. Unsere örtliche Reiseleiterin, Céline, eine mit einem Deutschen verheiratete Frankokanadierin, führte uns zunächst in die Basilika Notre Dame. Nicht nur der Name, sondern auch die eckigen Türme des in grauem Kalkstein errichteten Kirchenbaus erinnern an Notre Dame in Paris. Der Eindruck verfliegt aber schnell, wenn man das Innere der neogotischen Kirche betritt: Der Kirchenraum ist ganz in Blau und Gold gehalten, der Altar zusätzlich noch von einem Sternenhimmel umrahmt. Der mit vielen Türmchen und Heiligennischen ausgestattete Altar wird von hinten mit bläulichem Licht in Szene gesetzt und wirkt



damit eher wie eine Show- oder Theaterbühne. Auch die zweistöckigen Emporen an den Längsseiten des Kirchenschiffs lassen an ein Theater denken. Für uns eher ungewöhnlich, aber irgendwie doch eindrucksvoll. Wer gehofft hatte, dass sich der Regen nach der Besichtigung der Kirche verzogen haben könnte, wurde enttäuscht: Es regnete unaufhörlich weiter. Damit fiel die geplante Tour durch „Vieux Montréal“ buchstäblich ins Wasser. Doch ein Alternativprogramm war schnell gefunden. Montréal verfügt über eine

riesige unterirdische Stadt. Ein Netz von 39 km unterirdischer Wege verbindet kleine Geschäfte, Kaufhäuser, Cafés und Restaurants, Kinos, Theater und Hotels, was das Leben für die Montréaler besonders in den eiskalten und schneereichen Wintertagen doch wesentlich erleichtert. Die Leute gelangen trockenen Fußes von der U-Bahn in die unterirdische Stadt zum Einkaufen oder zu ihren Arbeitsplätzen. Wir wollten es ihnen gleich tun und machten uns auf Entdeckertour durch Montréal souterrain. Gut, dass uns unsere beiden Reiseleiterinnen mit Plänen der unterirdischen Stadt ausgestattet hatten. In dem über mehrere Etagen gehenden Gewirr von Gassen und Gässchen, Ein- und Ausgängen und Zugängen zur Metro hätten wir uns sonst bei unserem „Alleingang“ heillos verlaufen. Es war interessant die unterirdische Stadt ein Stück weit zu erkunden, als besonderes Shopperlebnis haben wir es aber nicht empfunden, denn Einkaufszentren scheinen doch überall auf der Welt ähnlich auszusehen. Leider wollte sich das Wetter an diesem Tag nicht mehr bessern und wir mussten daher tatsächlich auf einen Besuch der Altstadt und des alten Hafens verzichten. Statt dessen machten wir eine kleine Stadtbesichtigung per Bus: Das trübe Regenwetter, das die Montréal gegenüberliegende Insel Sainte-Hélène und die dort hinüber führende Brücke Jaques-Cartier nahezu verschluckte und der Kalkstein vieler Gebäude, alles erschien uns grau in grau. Auch das Olympiastadion, für die Olympiade 1976 errichtet, trug zum grauen Eindruck bei. Selbst nach mehr als 40 Jahren wirken das Stadion und der schiefe Turm, der das Dach hält, futuristisch. Der eindrucksvolle Bau rief bei den Kanadiern aber nicht nur Begeisterung hervor, denn die olympischen Anlagen waren so teuer, dass die Schulden erst nach 30 Jahren getilgt waren. Gegen Abend klarte es dann zumindest ein wenig auf und wir konnten vom Mont Royal aus, Montréal's Namenspatron, trotz des Regens doch noch einen schönen Blick auf das Panorama der Stadt, die auf einer Insel im Sankt-Lorenz-Strom liegt, genießen. Putziger Nebeneffekt: Abends kommen Waschbären, um zu untersuchen, was die Besucher im Laufe des Tages auf dem Mont Royal hinterlassen haben. Dabei lassen sie sich von den zahlreichen abendlichen Besuchern in keinsten Weise stören.

Margareta berichtete, dass Montréal nach Vancouver und Toronto die drittteuerste Stadt Kanadas sei. Pro Zimmer müsse man mit einer Miete

von etwa 100 CAD rechnen, wobei die Küche als ein Zimmer und das Bad als halbes Zimmer gewertet werden. Die Mieten seien in den letzten Jahren deutlich angestiegen, während die Gehälter nicht im gleichen Maß mithalten konnten. In Kanada gibt es einen Mindestlohn von derzeit 11,25 CAD pro Stunde, im Service-Bereich liegt er bei 9 CAD Stunde. Das Trinkgeld wird auf das Gehalt angerechnet und muss zum Teil versteuert werden. Mit Hilfe von Steuern wird u.a. das öffentliche kanadische Gesundheitssystem vom Staat sowie den Provinzen und Territorien getragen. Ein Problem im öffentlichen Gesundheitssystem sind allerdings die übervollen Krankenhäuser und die langen Wartezeiten. Daher seien Privatkliniken oder eine Behandlung in den USA populär, erläuterte uns Margareta.

Am nächsten Morgen starteten wir bei Regen Richtung Westen nach Ottawa. In Montebello, etwa auf halber Strecke zwischen Montréal und Ottawa erwartete uns eines der Highlights unserer Reise: Der Omega-Park, ein Wildlifepark, in dem die meisten in Ostkanada lebenden Tiere vertreten sind. Schon am Eingang begrüßte uns ein riesiger Bison – aus Holz. Wir stiegen in einen kleinen Bus um, bei dem man die Fenster herunterlassen konnte, zum Fotografieren und zum Füttern. Einen Vorrat an Karotten haben wir gleich mitbekommen. Im Park, der in die natürliche Landschaft eingebettet ist, laufen viele der Tiere frei herum, darunter Hirsche, Wildschweine, Steinböcke und Bisons. Die Gefährlicheren sind durch Zäune abgetrennt. Die Besucher fahren im Pkw oder Bus auf den gekennzeichneten Wegen. Die Fahrzeuge dürfen dabei nur an einigen wenigen Stellen verlassen werden. Kaum hatten wir unsere Tour gestartet, kamen auch schon einige Hirschkühe an den Bus heran und hielten uns ihre feuchten Nasen entgegen. Sie mussten sich zum Teil ganz schön strecken, um die ihnen angebotenen Möhren zu ergattern. Ab und zu ließen sich auch die zugehörigen Herren blicken, ausgestattet mit prächtigen Geweihen. Eine Zeit lang begleiteten uns Wildschweine mit ihren Jungen. Dann kreuzte eine kleine Bisonherde, Muttertiere mit ihrem hellbraunen Nachwuchs, die Straße. Etwas abseits hielten sich die mächtigen Bullen. Der eindrucksvolle Schädel der Bullen ist mit dichtem, wolligem Fell bedeckt, sodass die Augen kaum zu erkennen sind. Anders als die Bisons scheinen die Moschusochsen eher unangenehme Zeitgenossen zu sein. Unser Busfahrer und Guide be-



richtete, dass sie sehr aggressiv seien und ohne Vorwarnung attackieren, daher werden sie im Park hinter einem Zaun gehalten. Ebenso wie das Rudel grauer Wölfe, das in der Nähe sein „Revier“ hatte. Wir waren so dicht an den Tieren dran, dass man die leuchtend gelben Augen im dunklen Fell gut erkennen konnte. Vorbei an Coyoten und Polarfüchsen ging es zu den weißen oder arkti-



schen Wölfen, die deutlich mehr auf den Rippen hatten, als ihre mageren grauen Verwandten. Eine Gruppe mit fünf Tieren hielt sich auf einem Steinplateau auf. Perfekt zum Fotografieren. Kurz danach haben wir auch endlich Elche in Natura zu Gesicht bekommen. Doch leider nicht in voller Größe. Sie hatten es sich liegend zum Wiederkauen gemütlich gemacht. Gegen Ende der Tour kam der Bereich der Schwarzbären. Das Exemplar, das sich uns hier zeigte, war noch größer und kräftiger als der Bär, den wir beim Lac Blanc beobachten konnten. Man hätte meinen können, er würde für's



Posieren bezahlt. Er ließ sich in aller Ruhe von allen Seiten fotografieren, sogar im aufrechten Sitz. Nach der Fotosession bestiegen wir wieder unseren Bus und kehrten langsam der Provinz Québec den Rücken zu. Kurz hinter der Grenze zur Nachbarprovinz Ontario liegt Ottawa, die Bundeshauptstadt Kanadas. Ottawa bedeutet in der Sprache der Indianer „Stadt der Händler“ und weist darauf hin, dass zu Beginn der Besiedelung hier reger Handel betrieben wurde. Ottawa liegt am gleichnamigen Fluss und hat eine überwiegend englisch sprechende Bevölkerung. Unser erster Weg führte uns zum Parlamentshügel, Parliament Hill, am südlichen Ufer des Ottawa River mit den eindrucksvollen u-förmig angeordneten neogotischen Gebäuden des kanadischen Parlaments. In der Mitte der Centre Block (für das Unterhaus und den Senat) mit dem Peace Tower, der ein wenig an Big Ben in London erinnert. Vor dem Gebäude brennt die „Centennial Flame“ zu Ehren des hundertjährigen Bestehens der kanadischen Konföderation. 2017 wird wieder ein Jubiläum gefeiert: Dieses Mal das 150-jährige Bestehen der Konföderation. Zu diesem Zweck war die ganze Stadt mit Tausenden, extra für diesen Zweck gezüchteten, rot-weißen Tulpen bepflanzt. Zu den Tulpen hat Ottawa überhaupt eine besondere Beziehung: Die ehemalige Königin der Niederlande, Juliana, war während des zweiten Weltkriegs nach Kanada geflohen. Dort erwartete sie ihr drittes Kind. Ein potentieller Thronfolger muss aber auf holländischem Boden geboren werden. Daher erklärten die Kanadier die Entbindungsstation kurzerhand zum holländischen Staatsgebiet. Zum Dank schenkte Juliana der Stadt Ottawa 100.000 Tulpenzwiebeln und seit dem schickt Holland jedes Jahr erneut 20.000 Stück. Zum weiteren Ensemble auf dem Parlamentshügel gehört auch der eindrucksvolle Rundbau der Parlamentsbi-



bliothek. Auf der gegenüberliegenden Seite des Ottawa River, also schon in der Provinz Québec, liegt die Stadt Gatineau und dort direkt am Flussufer befindet sich der beeindruckende Bau des Canadian Museum of History. Man findet hier keine Ecken und Kanten, alle Wände sind wellenförmig angeordnet. In der großen Halle im Eingangsbereich ist eine Sammlung riesiger Totempfähle aufgestellt. Gerne hätten wir hier noch mehr über die kanadische Geschichte, insbesondere aus der Zeit der First Nations erfahren, doch leider reichte die Zeit hierfür nicht. Doch bis zum Abendessen war immerhin noch so viel Zeit zur freien Verfügung um sich ein wenig rund um Parliament Hill umzusehen. Östlich des Parliament Hill liegt wie ein Märchenschloß das mit Türmen, Gauben und Erkern im Neorenaissancestil versehene Luxus-hotel Chateau Laurier direkt am Rideau Kanal. Der Kanal, der über insgesamt 47 Schleusen vom Ontario-See zum Ottawa-Fluss hinunterführt, wurde von dem Ingenieur By konstruiert, der damit auch Namensgeber für die an Ottawa River und Rideau-Kanal liegende Siedlung Bytown wurde. Aus Bytown entwickelte sich dann das heutige Ottawa. Ein Stück weiter schließt sich das Viertel um den Byward Market an. Auf dem Markt selber wird Obst und Gemüse auch von Landwirten aus der Umgebung angeboten. Dort sahen wir auch die „Fiddleheads“, seltsame grüne schneckenförmige Gebilde. Später haben wir dann erfahren, dass dies die jungen Triebe des Farns sind, die wie Gemüse gegessen werden. Rund um den Markt finden sich auch viele kleine Lokale, Boutiquen, Galerien und Kunsthandwerkerläden. Es hätte sich sicher gelohnt hier noch ein bisschen länger herumzustöbern. Zum Abendessen kehrten wir wieder hierhin zurück. Kaum hatten wir das Restaurant Fish Market erreicht, ging ein regelrechter Wolkenbruch nieder. Gott sei Dank saßen wir im Trocknen. Nach dem Essen hatte sich das Wetter wieder beruhigt und wir konnten noch einen kleinen Verdauungsspaziergang anschließen. Doch bevor wir wieder unser Hotel Lord Elgin erreichten, kehrten wir noch auf einen Drink in einem Irish Pub ein. Dort gab es dann Biere mit so netten Namen wie Moosehead oder Barking Squirrel. So ließen wir mit Elch und Eichhörnchen den Tag gemütlich ausklingen.

Die Abfahrt am nächsten Morgen war erst für 10:00 Uhr angesetzt. Ausschlafen oder eine morgendliche Tour durch Ottawa? Wir wählten die erste Variante, auch wenn es noch einiges Inte-

ressantes zu sehen gegeben hätte, wie etwa die Wachablösung vor dem Parlamentsgebäude. Erster Programmpunkt des Tages war Rideau-Hall im Diplomatenviertel Rockcliffe. Ottawa wurde 1867 von Königin Victoria zur Hauptstadt der englischen Provinz Kanada ernannt. Die englische Königin ist auch heute noch das Staatsoberhaupt und ihr Vertreter in Kanada, der Generalgouverneur (Governor General) hat seinen Sitz in Rideau Hall in Ottawa oder wahlweise auch in der Zitadelle von Québec. Governor General ist derzeit (noch bis September 2017) His Excellency David Johnston. (Ein Governor General wird vom Premierminister, dem Regierungschef, vorgeschlagen und von der Queen ernannt.) Der Weg zur Rideau Hall führte durch eine sehr gepflegte Parkanlage. Wegen Bauarbeiten startete unsere Führung nicht am Haupteingang, sondern wir wurden, nach strenger Sicherheitskontrolle, durch den „Bediensteteneingang“ eingelassen. Ein sehr gut vorbereiteter junger Mann war unser Guide und berichtete Historisches zum Bauwerk, aber auch zur kanadischen Geschichte und den verschiedenen Hausherrn, die dieses Gebäude bereits gesehen hatte. Die Führung begann im Ballsaal, der gleichzeitig auch Empfangsraum für ausländische Staatsoberhäupter ist und mit einem großen Porträt von Queen Elizabeth als kanadischer Königin an der Stirnseite aufwartet. Mit dem sogenannten Zelt-Saal, der mit auffallenden rot-weißen Wand- und Deckenverkleidungen ver-

sehen ist und tatsächlich ein wenig an ein großes Zelt erinnert, hatte es eine besondere Bewandnis: Die Verkleidungen konnten früher abgebaut und der Raum als Tennisplatz genutzt werden. An der Wand sind Tafeln mit den Regierungsdaten aller Governors und Governors General angebracht. Erst ab 1947 hatte der Governor General die Kanadische Staatsbürgerschaft. Seine Vorgänger waren noch britische Staatsbürger. Unser Guide erzählte uns, dass der erste kanadische Governor General Vincent Massey im ersten Jahr seiner Tätigkeit alle Provinzen und Territorien bereiste, wenn es sein musste auch im Schlitten oder Kanu, um zu demonstrieren, dass er gleichermaßen für alle kanadischen Bürger da sei. Sein Nachfolger Georges Philias Vanier war der erste frankophone Governor General und Adrienne Clarkson der erste Flüchtling auf dem Posten des Governor General - sie kam mit ihren Eltern als Hong Kong-Flüchtling nach Kanada. Eishockeybegeisterte werden wohl einen General Governor oder zumindest seinen Namen kennen: Der Stanley Cup – eine bedeutende Eishockey-trophäe - geht auf Lord Stanley zurück, der Ende des 19. Jahrhunderts Governor General war und es sich als begeisterter Sportler zum Ziel gemacht hatte die beste Eishockeymannschaft in Kanada zu etablieren.

Gegen Mittag machten wir uns dann bei schönstem Sonnenschein auf den Weg Richtung Süden. Dort, wo der Sankt Lorenz-Strom den Ontariosee verlässt, liegen zwischen Kingston und Brockville auf einer Länge von etwa 80 km mehr als 1800 Inseln und Inselchen. In Rockport, dem „Heart of the Thousand Islands“, bestiegen wir ein Boot und schipperten zwischen den Inseln hindurch. Margareta erläuterte uns, dass auf einem Stück Land mindestens ein Baum wachsen und es 365 Tage im Jahr über Wasser liegen müsse, um als Insel zu gelten. Die Thousand Islands sind ein beliebtes Feriengebiet und viele der Inseln mit mehr oder weniger großen Ferienhäusern bebaut. Durch die starken Regenfälle im Frühjahr lagen auch Ende Mai noch große Teile der Inseln unter Wasser. Die Grenze zwischen Kanada und den USA verläuft mittig längs des Sankt-Lorenz-Stroms. Der Besitzer eines Hauses hatte sein Domizil auf zwei benachbarten Inselchen errichtet, die eine kleine Brücke verbindet. Die Staatsgrenze verläuft genau auf der Brücke. So soll auf der einen Insel die kanadische, auf der anderen die amerikanische Fahne wehen. Nicht jedoch an diesem Tag.





Mitten im Strom liegt „Heart Island“, eine herzförmige Insel, auf der George Boldt, Millionär deutscher Abstammung und Inhaber des weltbekannten Waldorf-Astoria-Hotels in New York, seiner Frau als Zeichen seiner Liebe ein Schloss bauen lassen wollte. Doch kurz vor der Fertigstellung starb seine Frau und er hat Heart-Island nie mehr betreten. Heute ist das Boldt-Castle eine beliebte Touristen-Attraktion.

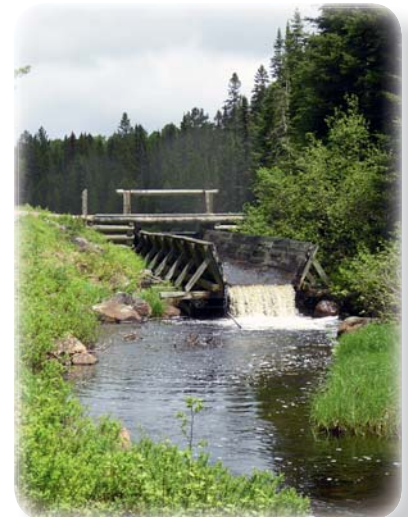
Nach der Bootstour fuhren wir weiter nach Kingston, das wegen seiner vielen Kalkstein-Gebäude auch Limestone-City genannt wird. Kingston war für drei Jahre von 1841- 1844 die erste Hauptstadt der vereinigten Kolonien von Kanada - dem Vorgänger des heutigen Kanada. Später verlieh Königin Victoria die Ehre aus geografischen und militärischen Gründen an Ottawa. Dort wurde am 1. Juli 1867 die Nation in ihrer heutigen Form formal gegründet. Zunächst statteten wir Fort Henry einen kurzen Besuch ab. Strategisch günstig gelegen, um Ontario See, Sankt-Lorenz-Strom, Rideau-Kanal und die Stadt Kingston im Blick zu haben, wurde Fort Henry 1832 als Festung gegen eine mögliche Invasion aus den Vereinigten Staaten errichtet, zu der es aber nie kam. Recht viel zu sehen gab es nicht, aber der Blick auf Kingston und den See war großartig. Kingston gilt als historisches Zentrum der britischen Loyalisten in Nordamerika. Es wurde während des Unabhängigkeitskrieges zwischen den Amerikanern und England gegründet. Nachdem die Amerikaner diesen Krieg gewonnen hatten, flüchteten viele Loyalisten ins heutige Kanada. Sie wollten der englischen Krone treu bleiben und wurden dafür in Amerika entsprechend schlecht behandelt.

Am nächsten Morgen ging unsere Fahrt zunächst

Richtung Westen bis Belleville und dann nach Norden. Eine hauptsächlich durch Landwirtschaft geprägte Gegend. Immer wieder tauchten aber auch kleine Seen, Flüsse und Sumpfgebiete neben der Fahrtstrecke auf. Breite geschotterte Streifen neben der Straße und Schilder mit einer Pferdekutsche wiesen darauf hin, dass in der Gegend auch Mennoniten leben. Die Mennoniten sind streng konservative Anhänger einer evangelischen Freikirche, die heute noch nahezu so leben wie ihre deutschstämmigen Vorväter im 19. Jahrhundert, moderne Technik weitestgehend ablehnen und in ihrer Gemeinde sehr sozial engagiert sind. Übliches Fortbewegungsmittel ist bei ihnen immer noch eine geschlossene schwarze Pferdekutsche.

Unser Ziel an diesem Tag war der Algonquin Provincial Park, der älteste, bereits 1893 gegründete, Naturpark der Provinz Ontario. Der Park mit einer Fläche von 7630 km² ist bei Urlaubern sehr beliebt, besonders zum Wandern, Fischen, Kanufahren oder Campen. Nur ein kleiner Teil des Parks ist über Straßen erschlossen, der überwiegende Teil nur über Fuß- oder Radwanderwege oder Kanurouten. Wir fuhren über das Osttor in den Park ein und hielten am Holzfällermuseum. Dort startete ein Holzfäller-Trail durch einen mit Weymouth-Kiefern bestandenen Wald, vorbei an sumpfigen Passagen und einem kleinen See. Von der Anfangszeit um 1845 bis hin zum Stopp der Rodung der Wälder um 1950 bekam man hier die harte und mitunter auch tödlich endende Arbeit der Holzfäller erklärt. Von der Axt zur Motorsäge, von der kalten Holzhütte zum beheizten Blockhaus, vom Pferd zur modernen Rückemaschine, man konnte den Fortschritt in der Holzfällerei förmlich mit verfolgen.

Wir hatten vorher schon gehört, dass im Park die Mücken sehr lästig sein können. Auf dem Holzfällertrail war es zunächst jedoch aufgrund des wechselhaften Wetters mit einigen Schauern erträglich. Das sollte sich noch



ändern...Im Besucherzentrum gab es eine kleine Ausstellung über heimische Flora und Fauna, aber vor allem eine Aussichtsterrasse von der aus man einen wunderbaren Blick über die verschiedenen Lebensräume des Parks bekam: Laub- und Nadelwald, ein besonderes Fichtenmoor und den Bereich kleiner Seen und Flüsse. Wir wollten



den Park noch ein wenig zu Fuß erkunden und starteten zum Lookout-Trail, der zu einem Aussichtspunkt auf einer Klippe führen sollte. Gleich zu Beginn des Weges fielen einige für uns unbekannte Pflanzen auf: weiße sternförmige Blüten in einem Kranz hellgrüner Blätter, dreiblättrige Waldlilien mit bizarren dunkelroten Blüten, pinkfarbene Blüten wie kleine Schmetterlinge und zartgelbe Hundszahn-Lilien wuchsen direkt am Weg, der leicht bergan führte. Zunächst gab es nur die eine oder andere Mücke, die beim Fotografieren störte. Wir vertrauten auf unseren Mückenschutz und zogen die Tücher etwas enger vor das Gesicht. Kurze Zeit später kehrten die ersten um. Nach weiteren 10 Minuten kapitulierten auch wir: Die Mücken krochen unter die Tücher, gingen an Mund und Augen. Das war auch uns zu viel. Doch ein harter Kern der Gruppe hielt durch und konnte dann von dem wundervollen Blick über die weiten Waldflächen und die Seenlandschaft berichten. Wir fuhren noch ein Stück weiter und hielten an einem kleinen einsamen See. Gelegenheit um die letzten Vorräte an Caribou zu vernichten. François meinte nur, wir sollten uns nicht erwischen lassen, denn Alkoholtrinken in der Öffentlichkeit sei untersagt und Zuwiderhandeln teuer. Danach bewies Wolfgang, dass er seine neue Rolle als Wettergott wirklich gut erfüllte. Seit Montréal hat er uns jeden Tag, wenn wir auf Besichtigungstour waren, stets schönes Wetter versprochen, auch wenn der offizielle Wetterbericht etwas ganz an-

deres verkündet hatte. Und er lag immer richtig! So auch dieses Mal: Kaum war der Caribou getrunken und wir wieder beschwingt in den Bus eingestiegen, begann es zu regnen.

Unser Quartier für die Nacht schlugen wir dieses Mal etwas außerhalb von Huntsville auf. Zum Abendessen ging es zu Kelsey's, fußläufig im benachbarten Einkaufszentrum gelegen. Zum Abschluss des Essens wurde der eine oder andere Cocktail bestellt, der hier in der „Two-hand“-Variante angepriesen wurde. Serviert wurde der Cocktail in einem großen Einmachglas, das man zum Trinken mit beiden Händen fassen musste – daher der Name! Wolfgang bestellte einen Caesar, die populäre kanadische Variante der Bloody Mary: Vodka wird mit Tomaten- und Muschelsaft (!) vermischt und mit Worcestersauce und Chili gewürzt. Wer's mag....

Die Hotelunterkünfte hatten wir im bisherigen Reiseverlauf alle als sehr komfortabel empfunden, auch das Frühstück ließ in der Regel hinsichtlich der Qualität nichts zu wünschen übrig. Aber wir hatten den Eindruck, je näher wir uns der kanadisch-amerikanischen Grenze näherten, um so mehr büßte das Ambiente beim Frühstück ein. Waren es zunächst nur die Styropor-Becher in denen morgens der Kaffee serviert wurde, so verzichteten sie in Huntsville ganz auf das Frühstücksgeschirr. Stattdessen gab es zu den Styroporbechern, Einweggeschirr und Plastikbesteck auf dem blanken Tisch, denn auch Tischdecken fehlten. Dafür stand als einzige Deko im Frühstücksraum ein großer grauer Container für Plastik, Papier und sonstigen Abfall. Sehr praktisch! Der Blick in eine zufällig offenstehende Vorratskammer zeigte riesige Stapel von „Frühstücksgedecken“. Was für eine Verschwendung! Auf der anderen Seite wird man aber im Badezimmer aufgefordert doch aus Umweltschutzgründen zu überlegen, ob man seine Handtücher nicht noch ein zweites Mal benutzen möchte. „Thank you for helping us conserve the Earth's vital resources“ Hier ist an anderer Stelle sicher noch Nachbesserungsbedarf.

Wir verließen Huntsville bei bewölktem Himmel und kühlen 4°C. Und das am 2. Juni. Das erste Zwischenziel des heutigen Tages war das Museumsdorf Sainte-Marie among the Hurons etwa 130 km südlich von Huntsville in Midland gelegen. Doch zunächst hatte Margareta noch eine Lektü-

on Deutsch für François auf dem Programm: Neben „Guten Tag“ und „ja“ und „nein“, was er schon kannte, lernte er während unserer Reise immerhin noch so wichtige Ausdrücke wie „Guten Morgen, wie geht’s“, „Alle da?“ und „Auf geht’s“. Und für uns stand „Heimatkunde“ auf dem Stundenplan: Die Provinz Ontario, in der wir uns bewegten, ist die flächenmässig zweitgrößte Provinz Kanadas mit Toronto als Hauptstadt. Die Hälfte der Fläche liegt dabei auf dem kanadischen Schild. Man findet hier rund 250.000 Seen und Flüsse mit einer Gesamtlänge von 100.000 km. Auch die großen Seen liegen zum Teil in Ontario. Margaretas Merkspruch für ihre Namen lautete: „Homes“. Huronsee – Ontariosee – Michigansee – Eriesee – Oberer (Superior) See. Die zusammenhängenden Seen stellen gemeinsam den größten Binnensee der Welt dar.

Sainte-Marie among the Hurons wurde 1639 von französischen Jesuiten auf dem Gebiet der dort ansässigen Wendat-Indianer – auch Huronen genannt – als mit Palisaden bewehrte Mission errichtet. Sie diente als Pelzhandelsposten, als Zentrum französischer Kultur mitten in Neufrankreich und Zufluchtsort für Reisende und bekehrte Wendat-Indianer. Nach Kämpfen zwischen den Wendat und den verfeindeten Irokesen, brannte die Missionsstation 1648 aus, die Priester und viele der Wendat wurden getötet. Das heutige Museumsdorf wurde detailgetreu rekonstruiert und an gleicher Stelle wieder aufgebaut. Zunächst sahen wir dort einen Film zur Geschichte der Station, anschließend wurden wir von Ilse, einer älteren in Deutschland geborenen Kanadierin, durch die



Anlage geführt. Dabei war ihre äußerst spröde Art ziemlich gewöhnungsbedürftig: Sie wünschte nicht fotografiert zu werden und weigerte sich den Audioguide zu benutzen, aus welchem Grund wurde nicht ganz klar. Wir nannten sie nur noch

den Feldweibel. Dabei war sie gut vorbereitet und ihre Erläuterungen durchaus auch gut vorgelesen, ließen aber jeglichen Humor vermissen. Dennoch bekamen wir einen guten Eindruck wie die Missionsbewohner im 17. Jahrhundert hier gemeinsam mit den Wendat lebten. Das Leben der Wendat spielte sich vor allem im mit Rinde verkleideten Langhaus ab, das von mehreren Familien genutzt wurde. Als Ackerfrüchte wurden insbesondere Mais, grüne Bohnen und Kürbisse angebaut, die drei Schwestern genannt. Eine Drei-Schwestern-Suppe wurde auch im angegliederten Restaurant angeboten, in das wir zu einem kleinen Mittagsimbiss einkehrten. Frisch gestärkt traten wir anschließend die Weiterfahrt nach Toronto – Kanadas einwohnerreichster Stadt - an.

Toronto liegt am nordwestlichen Ufer des Ontariosees und wurde von Lord Simcoe Ende des 18. Jahrhunderts ursprünglich als Garnison York gegründet. Peter Ustinov soll einmal über Toronto gesagt haben es sei „New York run by the Swiss“. So groß wie New York City, aber aufgeräumt und sauber wie in der Schweiz. Was die vielen Wolkenkratzer und den chaotischen Straßenverkehr angeht, ist der Vergleich naheliegend. Was die Sauberkeit betrifft, haben wir diese nicht nur in Toronto festgestellt, sondern eigentlich überall auf unserer Reise. Was uns außerdem aufgefallen ist: In Kanada werden die Straßenverkehrsregeln von Radfahrern und Fußgängern eingehalten. Falls einmal nicht, ertönt ein schriller Pfiff aus der Trillerpfeife eines Polizisten, der einen Verkehrssünder schnell auf den „rechten Weg“ verweist. Das würden wir uns manches Mal auch für Würzburg wünschen...

Toronto ist eine lebhaftere, multikulturelle Stadt. Einen ersten Eindruck davon bekamen wir bei einem kurzen Trip durch Chinatown. Restaurants wech-



selten sich ab mit Obstständen, Apotheken mit Hunderten von Glasgefäßen gefüllt mit Kräutern und anderen undefinierbaren Heilmitteln, Fässern mit Ginsengwurzeln, Akupunktur- und Massagepraxen und Ständen mit getrockneten Fischen, Shrimps, Schlangen und anderen Delikatessen. Danach erkundeten wir auf einem kleinen Spaziergang die Stadtmitte mit dem „alten“ neoromanischen Rathaus und der futuristischen neuen „City Hall“ aus den sechziger Jahren. Die City Hall besteht aus einem linsenförmigen Gebäude, das von zwei halbkreisförmig gebogenen Türmen eingerahmt wird. Von oben soll das Ganze wie ein Auge aussehen. Nicht wirklich schön, eher ungewöhnlich. Auf dem Platz davor war neben einem Brunnen der Schriftzug „TORONTO“ in großen Buchstaben dargestellt. Als wir abends noch einmal hier vorbeikamen, wurden die Buchstaben farbig beleuchtet. Das war dann wirklich sehenswert. Nicht weit von der City Hall entfernt liegt das



Eaton Center, eine große Einkaufsgalerie. Vor deren Glasdach tummelte sich ein Schwarm nahezu lebensechter Kanada-Gänse – ein Kunstwerk aus Fiberglas. Wie Montréal hat auch Toronto eine unterirdische Einkaufsstadt. Für einen Besuch dort verspürte aber keiner das Bedürfnis, dafür war das Wetter viel zu schön. Im Restaurant Badali gab es dann später das Abendessen. Italienisch – mit einem diesmal wirklich leckeren Caesar Salad als Vorspeise. Den haben wir während der Reise in verschiedenen Variationen testen dürfen. Den Weg zum Hotel legten wir anschließend zu Fuß zurück, um noch ein wenig mehr von dem nächtlich beleuchteten Toronto zu erleben.

Der nächste Morgen präsentierte sich sonnig bei 16°C. Perfektes Sightseeing- und Fotografierwetter. Ursprünglich war vorgesehen mit der Fähre

zu den Toronto Islands – einer Toronto vorgelagerten Inselgruppe – überzusetzen, da man von dort einen wunderbaren Blick auf die Skyline der Stadt hat. Das Hochwasser hat aber auch Toronto nicht verschont, so dass der Fährbetrieb für Touristen bis Ende Juni eingestellt war. So sahen wir uns zunächst ein wenig an der Harbourfront um. Blauer Himmel, glitzerndes Wasser mit weißen Booten, spiegelnde Häuserfassaden und dazwischen der Fernsehturm CN-Tower (Canadian National Tower). Das waren genügend Fotomotive.



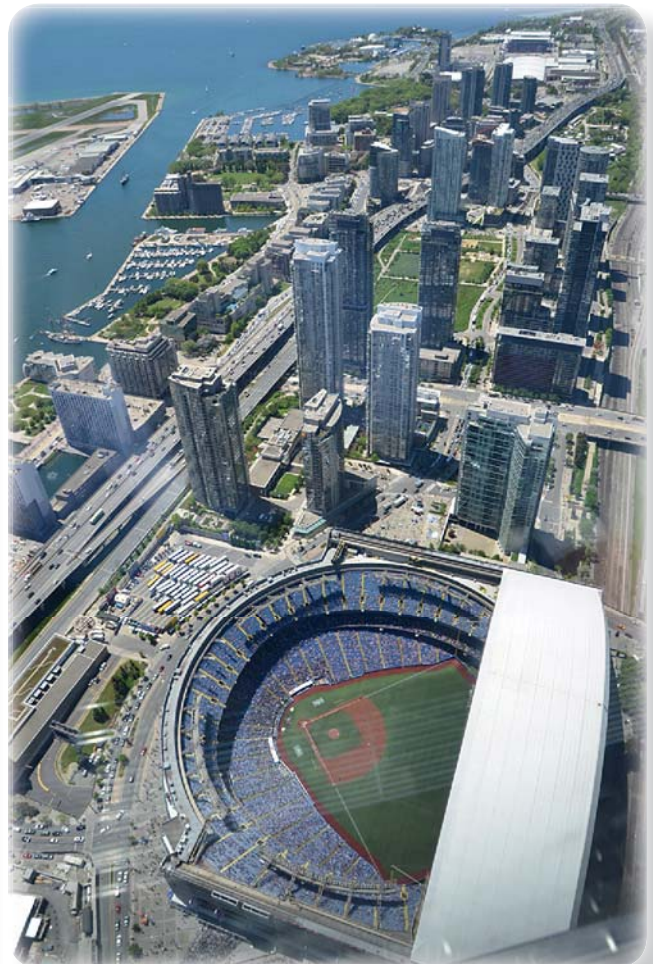
Aber auch im Distillery District, der aus Backsteinen erbauten ehemals größten Schnapsbrennerei Nordamerikas Gooderham & Worts, wurden immer wieder die Kameras gezückt. Die Industriegebäude hatte man zu netten Restaurants und Cafés, kleinen Geschäften, Galerien und Boutiquen umgebaut, die nun zum Bummeln einladen. Doch unser Programm war eng gesteckt, viel Zeit blieb nicht, denn die Karten zur Fahrt auf den CN-Tower waren schon reserviert und vorher wollten wir noch am St. Lawrence Market vorbei. In der riesigen Markthalle fanden wir ein Angebot an Obst und Gemüse, Fleisch und Meeresfrüchten, das seinesgleichen sucht. An einem Stand zählten wir allein acht verschiedene Sorten von geräuchertem Lachs. Dazwischen gab es immer wie-

der kleine Restaurants oder Verkaufsstände bei denen die Köstlichkeiten gleich an Ort und Stelle probiert werden konnten. Nicht weit vom St. Lawrence Market liegt ein oft fotografiertes Gebäude: Der Backsteinbau des Gooderham Buildings, das wegen seiner schmal zulaufenden dreieckigen Grundfläche auch das Flatiron Building oder Bügeleisenhaus genannt wird. Es bildet mit den schmiedeeisernen Feuertreppen und den grünen Kupferdächern der Türmchen und Gauben einen interessanten Kontrast zu den dahinter liegenden verspiegelten Wolkenkratzern. François sammel-



te uns mit dem Bus wieder ein und steuerte den CN-Tower an. Wir waren nicht die Einzigen, die in diese Richtung wollten. Neben dem CN-Tower befindet sich das Rogers Centre, Torontos Baseball-Stadion. Und für diesen Tag war ein Baseball-Spiel der Toronto Blue Jays gegen eine New Yorker Mannschaft angesetzt. Daher pilgerten Tausende von Fans (es sollen insgesamt 60.000 gewesen sein) gestylt mit allen Arten von Blue Jays Accessoires zum Stadion. Wir schoben uns durch die Fans hindurch zum 553 m hohen wohl bekanntesten Wahrzeichen Torontos. In weniger als einer Minute brachte uns der nach vorne verglaste Aufzug bis zur ersten Aussichtsplattform auf 346 m. Besser hätten wir es an diesem Tag

nicht treffen können: Sonnenschein bei wolkenlosem Himmel und eine gute Fernsicht. So hatten wir einen wunderbaren Blick auf Toronto, hinüber zu den Toronto Islands und beinahe konnten wir das Baseball Spiel im benachbarten Rogers Centre mitverfolgen. Für diejenigen, denen das nicht



reicht, hält der CN-Tower noch weitere Attraktionen parat. Höhenangst darf man nicht haben, wenn man das Stück Glasbodenfläche betritt. Aber es ist auch so ein seltsames Gefühl nicht nur am, sondern direkt über dem Abgrund zu stehen. Wem dieser Kick noch nicht genug ist, der kann den sogenannten Edgewalk angeseilt auf einem schmalen Gitterrost rund um den Turm an der frischen Luft entlang laufen. Man muss aber auch nicht alles mitmachen!

Den Nachmittag hatten wir zur freien Verfügung und nutzten ihn für einen Besuch des Kensington Markets. Das kleine Viertel mit altem viktorianischen Hausbestand ist quirlig und bunt, ein bisschen alternativ, ein bisschen schräg, ein bisschen 70iger Jahre Hippiefeling. Obst- und Gemüsemärkte, coole Cafés, Restaurants und Geschäf-

te mit ausgefallenem Warenangebot, Graffitis an den Wänden und mit Blumen bepflanzte Oldtimer. Hier zeigte sich Torontos multikulturelle Seite. An jeder Straßenecke gab es etwas Neues, Exotisches zu entdecken.

Wieviel Glück wir an diesem Tag mit dem Wetter hatten, wurde am nächsten Morgen deutlich: 13 °C und strömender Regen. Da hätten wir vom CN-Tower aus nicht viel gesehen. So aber ein großes Lob an unseren Wettergott: Das Timing war perfekt. An diesem Sonntag war der Highway für einen Fahrradtag für Kraftfahrzeuge gesperrt, François musste auf kleinere Straßen ausweichen. Wir befürchteten schon einen größeren Stau, aber kamen dann doch zügig aus der Stadt heraus. Margareta, die wohl eine passionierte Sängerin ist, fragte, ob wir nicht ein deutsches Lied singen könnten. Da einige Chorsänger in unseren Reihen waren, musste sie nicht ein zweites Mal fragen. Und was stimmt eine Gruppe Franken an, wenn sie unterwegs ist? Das Frankenlied. Damit fing es an und endete irgendwann bei „Marmor, Stein und Eisen bricht“.

Unsere Fahrt führte um das Westende des Ontariosees herum. Dort liegt Hamilton, das eine große deutschsprachige Gemeinde hat. Früher lebten hier Mohawk-Indianer, heute befindet sich südlich von Hamilton das größte kanadische Indianerreservat. Hamilton trägt aufgrund der zahlreichen Stahlwerke auch den Beinamen „The Hammer“. War früher die Stahlproduktion führend, so ist heute die Medizintechnik der bedeutendste Industriezweig. Unsere Reise neigte sich langsam dem Ende zu und den Abschluss sollten als besonderes Highlight die Niagara-Fälle bilden. Für die, die sich das Spektakel auch einmal von oben ansehen wollten, gab es die Möglichkeit dies mit einem Hubschrauber zu tun. Während acht Mitglieder der Reisegruppe diese Gelegenheit nutzten, nutzten wir anderen die Zeit und fuhren zum nahegelegenen „Whirlpool“. Vier Kilometer stromabwärts der Niagara-Fälle ändert sich hier aufgrund einer geologischen Gegebenheit die Fließrichtung des Niagara River um 90° und es bildet sich ein nahezu rundes Wirbelbecken mit extrem starken Stromschnellen und Strudeln. Direkt über den Whirlpool führt eine bereits 100 Jahre alte Seilbahn mit einem großen, roten, offenen Korb für wagemutige Passagiere.



Unsere Hubschrauberbesatzung war von dem ca. 10minütigen Rundflug über die Wasserfälle - wie erwartet - hellauf begeistert. Für die Wei-



terfahrt mussten sie jedoch wieder mit dem Bus vorlieb nehmen. Nach einem kurzen Stopp bei einer nach Edinburger Vorbild mit etwa 25.000 Pflanzen dekorierten Blumenuhr, die Teil einer hübschen kleinen Parkanlage war, ging es weiter nach Niagara-on-the-Lake an der Mündung

des Niagara River in den Ontario See. Niagara-on-the-Lake ist eine Kleinstadt mit einem schönen, gut erhaltenen Bestand an Wohnhäusern aus dem 19. Jahrhundert und perfekt gestylten Gärten. Aber auch Straßenränder, Verkehrsinseln und selbst die Straßenlaternen sind üppig mit Blumen dekoriert. Ganz auf den Tourismus ausge-



richtet, aber dennoch sehenswert. Etwas abseits der Hauptstraße findet man aber auch völlig ruhige, sehr gepflegte Wohngegenden. In einem der Gärten stand tatsächlich eine Tafel mit Heinrich Heines Gedicht „Im wunderschönen Monat Mai“ – auf Deutsch. Niagara-on-the-Lake ist auch das Zentrum der Ontario-Weinregion. 90% des kanadischen Weins stammen von hier. Die Gegend hat ein mildes Mikroklima, zusammen mit den Böden ideale Voraussetzungen für den Weinanbau. Zwei Drittel der hier angebauten Weine sind weiß, etwa 10% werden hauptsächlich in die USA exportiert. Die Spezialität des Anbaugebiets sind Eisweine. Viele der hier ansässigen Winzer stammen aus Deutschland, so auch der Gründer des Weinguts Konzelmann, in das wir auf einen Sprung hineinschauten. Nach einer kurzen Führung durch das Weingut – Wein wird auch in Kanada nicht anders gemacht als in Franken - ging es zur Weinprobe. Es wurden vier Weine ausgeschenkt. Zunächst ein halbtrockener Riesling, dann ein Rotwein aus Zweigelt und Cabernet Sauvignon, anschließend ein Pfirsichwein und zum Abschluss ein Eiswein. Kontrastprogramm für jemanden, der gerne fränkisch trockenen Silvaner trinkt.

Nach der Weinprobe folgten wir dem Niagara River in südliche Richtung bis nach Niagara Falls, Ontario. Der Niagara River verbindet den Eriesee mit dem Ontariosee und verliert in seinem Verlauf knapp 100 m an Höhe, das meiste davon (rund 60 m) an den Niagara-Fällen. Die Grenze zwi-

schen den USA und Kanada verläuft mitten durch den Fluss, sodass die Niagara-Fälle teilweise auf amerikanischer Seite (American Falls und Bridal Veil Falls) und teilweise auf kanadischer Seite (Horseshoe Falls) liegen. Obwohl nicht die höchsten Wasserfälle, zählen die Niagara Fälle sicher zu den beeindruckendsten Naturwundern der Erde. Aber unberührte Natur darf man hier nicht erwarten: Die Naturgewalten werden in doppelter Hinsicht genutzt: Zur Stromgewinnung in mehreren Wasserkraftwerken und touristisch durch die entsprechende Infrastruktur in Niagara Falls. Diese erinnert mit ihren Fahrgeschäften wie dem Riesenrad, Casinos, Restaurants und verschiedenen Shows an ein kleines Las Vegas. Schon von Weitem hört man das Grollen der hinabstürzenden Wassermassen und sieht die dabei entstehende Gischt als Nebel aufsteigen. Nicht umsonst haben die Indianer den Fällen den Namen „Donnerndes Wasser“ gegeben. In der Gischt soll man von Zeit zu Zeit den Geist eines Indianermädchens sehen können, dass sich die Niagara Fälle hinab stürzte, nachdem sie erfahren hatte, dass sie einen alten Mann heiraten sollte. Den Geist haben wir nicht gesehen, aber immer wieder erschien ein Regenbogen über den Fällen. Besonders gut konnte man dies auf Höhe der Stromschnellen noch vor der Abrisskante beobachten. Von hier aus sieht



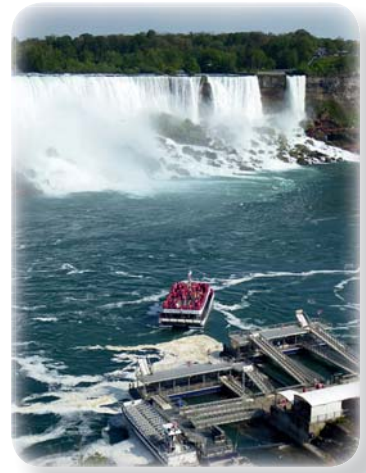
man auch nur die hinabstürzenden Wassermassen und die umgebende Gischt, die die Bebauung auf amerikanischer Seite verschwinden lässt. Die Bebauung auf kanadischer Seite hat man im Rücken und das Wasserrauschen überdeckt alle Geräusche, die von dort kommen könnten. Unser Abschlussabendessen fand dann auch auf der Terrasse im Queen Victoria Place Restaurant mit direktem Blick auf die Wasserfälle statt. Dank der Heizstrahler konnte man an dem etwas kühlen

Abend doch die besondere Atmosphäre im Freien in unmittelbarer Nähe der Wasserfälle genießen. Gleichzeitig war dies auch das passende Umfeld, um uns zu bedanken: bei François unserem umsichtigen Fahrer für die stets angenehme und entspannte Fahrt, bei Margareta, die uns charmant die Highlights ihrer neuen Heimat vorgestellt hatte und bei Wolfgang, der seine Aufgabe als Wettergott – bis auf einen kleinen Ausrutscher in Montréal – stets zu unserer vollsten Zufriedenheit erfüllt hatte. Plötzlich gab es einen lauten Knall, es war mittlerweile auch dunkel geworden und Zeit für die spektakuläre Lichtshow an den Wasserfällen. Margareta meinte, sie hätte noch eine Überraschung für uns. Dazu müssten wir aber ein paar Schritte gehen. Also marschierten wir zur Rückseite des benachbarten Gebäudes. Dort versehen die „Lichtmanager“ ihren Dienst. Am PC werden von hier aus sowohl die kanadischen, als auch die amerikanischen Fälle beleuchtet. Seit letztem Jahr mit einer neuen, lichtintensiveren LED-Technik. Das aus der Nähe zu sehen war eine Überraschung, dass wir dann aber auch selber durch Tastendruck die Wasserfälle beliebig einfärben durften, war schon ein besonderes Ereignis. Als um Punkt 22:00 Uhr auch noch ein Feuerwerk den Himmel erleuchtete, war dies der würdige Abschluss unseres letzten Abends auf kanadischem Boden.



Ganz beendet war unsere Reise noch nicht. Da der Rückflug erst für den Nachmittag angesetzt war, konnten wir den Morgen noch für eine Fahrt in das „Herz der Wasserfälle“ nutzen. Zunächst waren wir skeptisch, ob sich diese typische Touristenveranstaltung lohnen würde. Und wie sie sich gelohnt hat! Nachdem wir alle mit roten Plastikponchos ausgestattet waren und einen Katamaran der Hornblower-Flotte bestiegen hatten, ging die Fahrt zunächst an den amerikanischen Fällen vorbei, bis wir dann schließlich die Mitte der Hor-

seshoe-Fälle erreicht hatten. Das donnernartige Gebrüll und die mächtige Kraft der Wassermassen dazu die Gischt, der die Ponchos kaum widerstanden, das war schon ein besonderes Ereignis, das man einmal erlebt haben muss. Wieder an Land, sahen wir, dass sich eine lange Schlange durch



die Parkanlagen am Ufer des Niagara zog. Wir erfuhren, dass gerade eine Morning-Show für das amerikanische Fernsehen lief, zu der auch der kanadische Premierminister Justin Trudeau erwartet wurde. Die Leute standen Schlange, um noch ein Eintrittsticket zu ergattern. Wir brauchten keine Tickets, es war für uns schon interessant genug der Veranstaltung von außen zuzusehen. So konnten wir tatsächlich auch feststellen, dass Elvis lebt! Zumindest als optisch einigermaßen überzeugendes Double.

Dann hieß es Aufbruch zur letzten Sehenswürdigkeit auf unserer Reise. Auf der Rückfahrt nach Toronto machten wir noch Halt in St. Catharines. Dort mündet der Welland-Kanal in den Ontariosee. Der Kanal dient als Schiffsumfahrung der Niagara-Fälle und ist Teil des St. Lorenz-Seewegs. Für die Verbindung von Erie- und Ontariosee sind dabei insgesamt acht Schleusen erforderlich.

Und dann hieß es tatsächlich zum letzten Mal einsteigen und „alle da?“ Für François war dies die letzte Fahrt, er wollte mit dem unstillen Busfahren aufhören. Die Sänger unter den Reisemitgliedern stimmten zum Abschied „Muss i denn zum Städtele hinaus“ an, schnell war auch noch ein Lied über unsere bis dahin 2715 km lange Kanadareise getextet und zur Melodie des Frankenlieds vorgetragen. Schon war der Flughafen von Toronto erreicht und damit das Ende unserer Kanadareise und es hieß Abschied nehmen. Doch wie sagte Wolfgang, als er das vermutlich nächste Reiseziel der Sportgemeinschaft, das Baltikum, vorstellte: „Nach der Reise ist vor der Reise...“

Gruppenfotos



Gruppe A (Wolfgang Röder)



Gruppe B (Brigitte Steinruck)



Gruppe C (Rainer Klingert)



Gruppe D (Gabi Weimann)



Gruppe E (Dr. Andreas Metschke)



Gruppe F (Wolfgang Münch)

Impressum

Herausgeber: Sportgemeinschaft der Regierung und des Bezirk Unterfranken e. V.
Silcherstr. 5
97074 Würzburg
Email: sportgemeinschaft@bezirk-unterfranken.de

Redaktion: Wolfgang Röder

Autoren: Dr. Christina Wyrwich

Layout: Maike Buck

Fotos: Dr. Christina Wyrwich, Detlev Stengel, Wolfgang Röder

Druck: Eigendruck